

Geschichte so reich erhalten hat, zielbewußt und kraftvoll zu entfalten, um damit nicht nur sich selbst, sondern auch dem östlichen Europa segensreich zu dienen.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Pius XI. und Pius XII. in der Weltpresse. Die prächtigste aller Zeitschriften zur Verbreitung geographischen Wissens, das Washingtoner »National Geographical Magazine«, zu dessen Betreuung sich seit mehr als fünfzig Jahren Fachgelehrte mit führenden Männern des Staates und der Industrie vereinen, hatte ihr Märzheft schon gedruckt, als Pius XI. am 10. Februar 1939 starb. Auch ohne diesen freilich nicht unerwarteten Tod hätten also die nun überraschten Leser dort den langen, von mehr als dreißig neuen Bildern begleiteten Aufsatz (S. 377 bis 412) über den »kleinsten Staat der Welt« gefunden, bei dem 37 Staaten aller Erdteile diplomatische Vertretungen unterhalten. Aber als die Trauerkunde durch Drahtung und Funkspruch in alle Fernen drang, weckte sie in der gesamten Presse jedes Landes unbeschadet selbstverständlicher Verschiedenheiten politischer oder weltanschaulicher Tönung einen Widerhall in Wort und Bild, der unserer Zeit die einzigartige Größe des Papsttums von neuem überwältigend offenbarte.

Ein Leitartikel der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« (11. Februar 1939, Reichsausgabe) sah Pius XI. als »Glied in einer Kette, die nun durch fast zwei Jahrtausende reicht, um, nach dem Glauben in der katholischen Kirche, den ewigen, göttlichen Auftrag Christi als dessen Stellvertreter zu erfüllen. In dem Rahmen und Gefüge einer festen Lehre und einer Länder und Völker umspannenden allgemeinen Kirche.« In einem Leitartikel der Londoner »Times« (Nr. 48227, 11. Februar 1939) hieß es nach besonderer Hervorhebung der persönlichen Frömmigkeit des Papstes und seines Bemühens, aus allen modernen Einrichtungen Gewinn für die Sache der Kirche zu ziehen: »Von den alten Staatsmännern der Nachkriegszeit war er der älteste, und keiner erfaßte die Dinge so schnell wie er.« Als ein sehr bemerkenswertes Zeichen geistiger Wandlung empfand man vor allem in den anglikanischen Sprengeln des britischen Weltreiches die achtungsvollen Formen, in denen der Erzbischof von Canterbury als höchster Würdenträger seiner Kirche das Ableben des Papstes, zum ersten Mal seit 400 Jahren, amtlich ehrte. Der Pariser »Temps« (Nr. 28275, 11. Februar 1939) schrieb in seinem Leitartikel: »Alle christlich gesinnten Völker, ja alle Menschen, die, auch ohne religiösen Einflüssen zu unterliegen, im Grund mit einer aus christlichem Born genährten und durchaus von der ergreifendsten Lehre der Liebe wie keine andere in der Geschichte der Menschheit befehlten Kultur verbunden bleiben, werden den Verlust schmerzlich empfinden.« Die »Neue Zürcher Zeitung« (Nr. 256, 10. Februar 1939) meinte, sogar »der zum Teil etwas barocke Prunk«, den schon

mancher Gläubige bedauert habe, gehöre »zu einer Überlieferung, die den römischen Papst nicht nur als Träger einer geistlichen, überweltlichen Majestät, sondern auch als Hüter und Inhaber weltlicher Größe« erscheinen lasse, einer Größe frei-lich, die weniger auf Waffenmacht als auf einer alle christlichen Nationen um-fassenden Gemeinschaftsidee beruhen sollte.

Der selben Empfindung, vor einer geistigen Macht ohnegleichen zu stehen, gab die nichtkatholische Presse wiederum Ausdruck, als bereits am 2. März 1939 Kar-dinal Eugenio Pacelli, nun Papst Pius XII., den Stuhl des hl. Petrus bestieg. Am 4. März verbreitete das »Deutsche Nachrichtenbüro« folgende Äußerung der Essener »Nationalzeitung«: »Jedenfalls läßt sich feststellen, daß der neue Papst zweifellos klug und geistig bedeutend genug ist, um sich ein eigenes Urteil über die Dinge zu bilden. Er wird bestimmt nicht auf Einflüsterungen dunkelster Art angewiesen sein, um seine Entscheidungen zu treffen. Aus diesem Grunde möchte die Welt und mit ihr das deutsche Volk hoffen, daß Pius XII. aus eigener Kenntnis dazu beitragen wird, einen Weg zu finden, welcher der durch die Kriegsheizer be-unruhigten Welt die Segnungen des Friedens erhält.«

Gerade von diesem Frieden sprach der Papst am 3. März bei der dritten Huldigung in der Sixtinischen Kapelle zu den Kardinälen und durch den Vatikanischen Kurzwellensender zur ganzen Menschheit, von dem echten Frieden, »den alle Ver-ständigen wünschen müssen«, von dem Frieden, »der aus der Gerechtigkeit und Liebe entspringt«. Nach dem lateinischen Urtext (»Osservatore Romano« Nr. 53, 4. März 1939) lautete der entscheidende Satz: »Wir rufen alle zu jenem Frieden auf, der die Seelen in der Freundschaft Gottes eint und erquickt, der dem Familien-leben durch die heilige Liebe Jesu Christi eine feste Ordnung gibt, zum Frieden, der Völker und Stämme in wechselseitiger Bruderliebe verbindet, zu jener fried-lichen Eintracht endlich, kraft deren alle Staaten in gemeinsamem Wollen auf Grund freundschaftlicher Verträge tatkräftig für den Fortschritt und das Glück der gesamten Menschheitsfamilie mit Gottes gnädiger Hilfe zusammenarbeiten.«

Ein langes Vorleben im Lichte der Weltöffentlichkeit verbürgt den Ernst dieser Gefinnung, und mit besonderer Wärme hatte deshalb schon am Tage vor der feierlichen Kundgebung des päpstlichen Friedenswillens der Mailänder »Corriere della Sera« (Nr. 53, 3. März 1939) dem Nachfolger des »Papstes der Veröhnung« das Vertrauen des faschistischen Italiens ausgesprochen. Nach Hervorhebung des streng religiösen Lebens und der umfassenden diplomatischen Erfahrung erklärte der Leitartikel sowohl die kirchlichen wie die politischen Erwartungen in Pius XII. für erfüllt, wenigstens wenn man das Wort »politisch«, wie es sich gebühre, »in seinem edelsten und höchsten Sinne, also im Gegensatz zur politischen Kannen-gießerei« nehme. »Der neue Papst beherrscht vollkommen die internationale Lage mit ihren Fragen und Schwierigkeiten, die wahrscheinlichen Erschütterungen und die möglichen Lösungen. Alle Lebensfragen der christlichen Völker, die Zu-kunft der Menschheit, das Irdische in seinem oft so engen Zusammenhang mit dem Geistlichen, das alles ist Gegenstand seiner berechtigten Sorge, denn er ist

Das Haupt der mächtigsten geistlichen Gemeinschaft, die es gibt, der katholischen Kirche.«

Geographie der Religionen. Wenn die katholische Kirche bei außerordentlichen Gelegenheiten so gewaltig in das Bewußtsein auch der Menschen tritt, die nicht zu ihr gehören, ist es wohl für jeden angebracht, sich im Alltagsdenken an eine tatsächlich zutreffende Vorstellung von ihrer Lehre und ihrer Leistung zu gewöhnen und sich nicht einseitig nach oberflächlichen Vorurteilen oder nach den zahlreichen Mängeln zu bewerten, die gegen ihren Willen infolge menschlicher Schuld ebenso bei Katholiken vorkommen, wie sie im Laufe von Jahrhunderten andere Millionengemeinschaften nach dem Zeugnis der Geschichte noch schwerer geschädigt haben. In diesem Sinne ist hier der in vier Textbänden abgeschlossene »Neue Brockhaus« als Muster ehrlichen Strebens nach Wahrheit und Gerechtigkeit begrüßt worden. Dasselbe Lob darf dem Atlasbände gespendet werden, der unter dem Titel »Der Brockhausatlas - Die Welt in Bild und Karte« auch allein zu haben ist (Leipzig 1938, F. A. Brockhaus, geb. M 20.-). Mit 670 Karten, 840 geographischen Abbildungen und einem Register von mehr als 40000 Namen umspannt er die ganze moderne und historische Geographie, natürlich unter Bevorzugung Deutschlands und Europas, aber ohne Vernachlässigung dessen, was aus Gegenwart oder Vergangenheit der übrigen Erdteile geographisch erfaßbar ist und von einem Deutschen, selbst einem mehr als durchschnittlich gebildeten, hier gesucht werden könnte.

Die Aufgabe, einen so gewaltigen Stoff in das Format eines Lexikonbandes zu drängen, stellte an die Leistungskraft des Verlages die höchsten Anforderungen, und man darf diese technischen und kaufmännischen Grenzen keinen Augenblick vergessen, wenn einem zuweilen eine Karte nicht deutlich genug, eine Abbildung nicht charakteristisch genug erscheint. Noch leichter wiegen Versehen, wie die Bezeichnung eines Klosters bei Florenz (275) mit dem unbestimmten und ungebräuchlichen Namen »Kloster Certosa« statt Certosa del Galluzzo, oder (372) die Verballhornung des Asakusaparkes in Tokio zu einem »Osakapark«.

Erfreulich tritt im modernen wie im historischen Teil die Bedeutung der Religionen für die Gestaltung der Kulturlandschaft hervor. Leider sind aber die graphischen Darstellungen der Statistik (42) teilweise unrichtig, und sie widersprechen den Textbänden des Lexikons. Zweimal erscheint eine sog. »chinesische Volksreligion« mit 500 Millionen Anhängern in weitem Vorsprung vor allen andern Religionen. Nun wird aber im Texte des Lexikons (I 453) die Zahl der Chinesen mit 400 Millionen angegeben, von denen 6 bis 7 Millionen außerhalb des chinesischen Reiches wohnen. Ferner liest man I 451, »China im weitesten Sinn« habe 490 Millionen Einwohner, das »eigentliche China« südlich der großen Mauer 450 Millionen. Geht man von der größeren Zahl aus, so sind zur Bezifferung der »Volksreligion« jedenfalls 2 Millionen lamaistische Mongolen (III 275) und ungefähr ebensoviele lamaistische Tibetaner abzuzählen (IV 430), außerdem 20 Millionen Mohammedaner und 3 Millionen Christen (I 452). Wie können also einer »chinesischen Volksreligion«, auch wenn es sich um »rohe Zahlen« handelt,

500 Millionen zugeschrieben werden, zumal da sie III 705 nur auf 270 Millionen geschätzt wird? Mit dieser Unklarheit hängt der gewaltige Unterschied in den Zahlen für die Buddhisten zusammen: einmal (42) sind es 125 Millionen, ein anderes Mal (III 705) 300 Millionen.

Unbeschadet so bedauerlicher Unstimmigkeiten bietet das Werk für die Geschichte der Ausbreitung des Christentums, wenigstens bis in den Anfang der Neuzeit, und des Islams, leider aber nicht des Buddhismus, wie für die Einwirkung des Christentums auf das heutige Erdbild nützliche Belehrung. Was freilich (43) ausdrücklich als christlich geprägte Landschaft gezeigt wird, vermittelt keine völlig zutreffende Vorstellung. Die beiden protestantischen Kirchen, die von Werben in der Altmark und die berühmte Holzkirche zu Borgund in Norwegen, stammen aus katholischer Zeit, sagen also nichts über protestantische Landschaftsprägung. Und der Katholizismus ist auf dieser wesentlichen Seite bloß durch Bildstock, Dorfkirche und Kloster vertreten, während er doch Berg und Ebene ungleich mächtiger durch die Türme und Kuppeln seiner Dome beherrscht, die weit über Land und Meer aus den Häuermassen der Städte zum Himmel ragen. Obwohl das im Atlas hier und da durch ein gutes Bild veranschaulicht wird, entsteht nicht der Gesamteindruck der unbestreitbaren geographischen Überlegenheit der katholischen Religion und infolge der vorhin festgestellten statistischen Ungenauigkeiten wird auch nicht sichtbar, daß sie weitaus die zahlreichste aller Religionsgesellschaften ist (vgl. diese Zeitschrift 134 [1938] 111).

Mathilde v. Wrede. Der berechtigte Stolz des Katholiken auf seine Kirche darf selbstverständlich nicht zur Verkennung des vielen Guten führen, das Gott in andern Religionen wirkt. Es gibt ja keine, in deren Glauben gar nichts mit der katholischen Lehre übereinstimmt, und infolgedessen können selbst die allerverschiedensten religiösen Einflüsse eine so bewunderungswürdige Gestalt formen helfen wie die der Baronin Mathilde v. Wrede, deren Leben Esther Staahlberg zu erzählen begonnen hat (*»Mathilda Wredes testamente«*, Stockholm 1939). Schon als Zwanzigerin war sie in ihrer finnischen Heimat stark durch die in Amerika von Moody und Sankey getragene Erweckungsbewegung ergriffen worden. Dann begeisterte sie sich für die tatkräftige Frömmigkeit des deutschen Pastors Baedeker aus der berühmten Verlegerfamilie, für die kirchlichen Einheitsbestrebungen des englischen Lords Radstock, die Methodisten, die Baptisten und nicht am wenigsten für die Quäker.

Aber alle diese Anregungen stellte sie unbeirrt in den Dienst der großen Lebensaufgabe, die sie sich mit 19 Jahren gestellt hatte, als sie in der finnischen Kleinstadt Vaasa, wo ihr Vater russischer Provinzgouverneur war, einen gefesselten Gefangenen arbeiten sah: durch den Gottesgedanken wollte sie das mitleidlose Leben hinter den Kerkermauern menschlicher machen. Mit Erlaubnis ihres Vaters reiste sie von Gefängnis zu Gefängnis, sprach mit gleichstrebenden Deutschen und Engländern Reformpläne durch und saß 1890 mit 26 Jahren als einzige Frau unter den europäischen Autoritäten des internationalen Kongresses für Gefängniswesen in Petersburg. Als ein Franzose klar und selbstgewiß eine

Theorie der Behandlung unverbesserlicher Gefangener dargelegt hatte, sprang sie auf und antwortete ihm ruhig und fest in feiner Sprache, es gebe keine unverbesserlichen Gefangenen, wenn man sich mehr noch als um ihr leibliches Wohl um die Gewinnung ihrer Seelen für Gott bemühe. Gott könne auch das härteste Herz besiegen. Der Kongreß jubelte ihr Beifall zu; denn um 1890 gab es in solchen Versammlungen wohl manche, die an Gott dachten, aber sehr wenige, die den Mut hatten, offen von ihm zu sprechen. Was Mathilde v. Wrede in den nächsten Jahrzehnten für die Reform der Sträflingsbehandlung geleistet hat, stellt sie würdig neben ihre bahnbrechende Vorgängerin, die als »Engel der Gefängnisse« damals von Europa bis zu den australischen Verbrecherkolonien gefeierte Quäkerin Elisabeth Fry. Und immer wieder klang durch ihr Leben das Wort eines ihrer Briefe aus dem Jahre 1893: »Ich danke Gott für die herrliche Aufgabe, die mir geworden ist.«

II

Wirtschaftslenkung und Wirtschaftsgetriebe. Die katholische Unternehmergruppe der französischen Industrie zog in ihrem Mitteilungsblatt »Responsables« (Januar 1939) aus dem mißlungenen Generalstreik vom 30. November 1938 einige Folgerungen, die von neuem den Vorwurf widerlegen, der Geist des Christentums hindere die für eine erfolgreiche Wirtschaftsführung notwendige Festigkeit. Zunächst werden aus einer Reihe großer Betriebe die Tatsachen vorgeführt, und schon dabei spricht sich die durchaus christliche, sogar ungewöhnlich ernst auf Nächstenliebe und religiöse Innerlichkeit eingestellte Haltung der Betriebsführer unzweifelhaft aus. Aber ebenso klar, wie Verständnis für die im Streik unterlegenen Arbeiter gefordert und jedes Rachegefühl ihnen gegenüber verworfen wird, betonen die Betriebsführer die Notwendigkeit, die angedrohten Strafen nicht ohne weiteres zu streichen. Das gemeinsame Wohl des Betriebes entscheidet, ob ein entlassener Arbeiter wieder aufgenommen wird oder nicht; fügt er sich nicht in die Ordnung, so sorgt der Betriebsführer eher auf andere Weise für die schuldlose Familie des Ausgesperrten, als daß er ihn wiedereinstellt. Ausdrücklich wird gesagt, solange auf den Unternehmer ein gewalttätiger Druck ausgeübt werde, sei keine Zeit für Zugeständnisse, sondern dann müsse er um des gemeinsamen Wohles willen Mut und Festigkeit beweisen. Bei richtiger Aufklärung über das beiderseitige Interesse am Fortgang des Betriebes und bei ehrlicher Bereitschaft, vernünftigen Vorschlägen in völlig freier Verhandlung mit christlicher Güte entgegenzukommen, werde der größte Teil der Arbeiter eine feste Führung als Wohltat empfinden.

Es ist ja wirklich nicht schwer, zu begreifen, daß ohne diese überlegene Lenkung nicht die vielköpfige Arbeiterschaft das Wirtschaftsgetriebe beherrschen, sondern sehr bald die Räder des Wirtschaftsgetriebes über Arbeiterleichen dahinbrausen würden, so erbarmungslos wie das Newyorker Leben in Peter Quennells Notizen aus Manhattan (»The Cornhill Magazine«, Januar 1939, S. 51 ff.). Fünf Meter von der grellen Markise eines teuren Nachtlokals kauert an einem Hydran-

ten regungslos ein junger Mann. Der Portier, der ausieht, als wäre er Offizier eines Spahiregimentes, hat ihn teilnahmslos schon lange bemerkt und antwortet auf die Frage eines Vorübergehenden, der sei entweder sternhagelbesoffen oder tot. Auch sonst kümmert sich keiner um ihn. Laut bieten die Zeitungsverkäufer die erste Morgenausgabe mit riesigen Schlagzeilen und lockenden Bildern der neuesten Entführung feil. »Der letzte Zug der Hochbahn donnert über die Straßenkreuzung. In einem prachtvollen Auto tönt aus dem Lautsprecher das Lied vom Lomondsee. Ferne taucht ein irischer Schutzmann mit seinem baumelnden Knüttel auf, und vom Fluß her schwimmen in der Luft See geruch und Schlepperfignale.« Allerdings hätte Quennnell vielleicht nicht zu sagen brauchen, daß die Gefühllosigkeit des Wirtschaftslebens gegenüber menschlichem Leid wie menschlicher Roheit gerade in Neuyork und in Ostasien besonders auffalle.

Fellachenelend. Der vorige König von Ägypten ließ eines Tages seinen Wagen zwischen den Feldern halten, weil ihm eine Gruppe von Fellachen mit Gesang und Tanz huldigen wollte. Der begleitende Minister fand zehn Minuten Aufenthalt um solcher Leute willen so erstaunlich, daß der König ihm zu bedenken gab: »Ev. Exzellenz wären ohne diese Fellachen nicht im Besitze von 5000 Pfund Renten und weder Minister noch Pascha.« Das erzählt der ägyptische Jesuit Henry Habib Ayroun nach dem Bericht eines Augenzeugen (S. 48) in seinem Buche »Moeurs et coutumes des Fellahs« (Paris 1938, Payot, Fr. 25.-). Es gehört zu einer wissenschaftlichen Sammlung von Texten und Darstellungen zur Zeitgeschichte, hat sich aber die besondere Aufgabe einer hauptsächlich auf eigene Beobachtungen gestützten soziologischen Beschreibung dieses ureingefessenen Bauernvolkes gestellt, das mehr als drei Viertel der Gesamtbevölkerung Ägyptens ausmacht, in fünf Jahrtausenden fast unvermischt geblieben ist (S. 91) und heute wie früher den unermesslichen Reichtum des Landes schafft, ohne ihn zu genießen. Darin unterscheiden sich die 9-10 000 000 Mohammedaner nicht im geringsten von den 800 000 christlichen Kopten, unter denen 30 000 katholisch sind (S. 113).

Weil der Fellah fast niemals eigenes Land bebaut, fehlt ihm ein wichtiger Ansporn, sich aus Armut, Trägheit und Seuchen emporzurichten (S. 77). Er hat nicht mehr als zehn arbeitsfreie Tage im Jahr (S. 53). Vom September bis April arbeiten die Kinder zwischen 8 und 15 Jahren täglich 16 Stunden in entsetzlichem Staub an den Baumwollpressen (S. 72). Droht zu unrechter Zeit eine Überschwemmung, bricht unter den Baumwollpflanzen eine Krankheit aus, fallen Heuschreckenschwärme ein, so werden Hunderttausende von Fellachen in die gefährdete Gegend befördert, um bei erbärmlichen Löhnen und oft unter den Stockschlägen der Aufseher das Übel zu bekämpfen (S. 78f.). Kann ein Fellah seine Pacht nicht bezahlen oder will er an einem Wallfahrtsort sich einmal einen allzu fröhlichen Tag machen (S. 125), so bleibt ihm nichts übrig, als zu stehlen oder sich bei einem freundlichen Griechen Geld zu 30-50 Prozent zu leihen, obgleich das Gesetz nur 9 Prozent erlaubt (S. 83f.).

Aber das ganze Dorf hält brüderlich zusammen, um die Allerärmsten zu unterstützen (S. 130). Die Frau läßt sich von ihrem Manne nicht tyrannisieren; wird sie jedoch eines Ehebruchs überwiesen, so muß sie von der Hand ihrer Blutsverwandten sterben (S. 144). Die Fellachen haben trotz ihres geringen religiösen Wissens einen sehr hohen Gottesbegriff; Gott ist ihnen »der Allmächtige, der Gerechte, der Gute«. Und in den katholischen Gemeinden, die dem Verfasser genauer bekannt sind als die andern, führen die Gläubigen mit ihren einheimischen Priestern oft ein ergreifend frommes Opferleben (S. 166 f.). Bei allem Elend leidet der Fellah, so jämmerlich seine Lebensweise ist, wohl weniger Hunger als große Massen von Feldarbeitern in Madagaskar, in Tonking, in China; »seine Unwissenheit, seine Unbekümmertheit, seine Verrohung, sein knechtischer Sinn gegenüber der Oberschicht sind trauriger als seine Armut« (S. 181).

So veranschaulicht hier niederichmetternd eines der ältesten Kulturvölker das Wort des Evangeliums, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, ein Ergebnis, zu dem auf einem viel größeren Raume auch Anton Zischka, der Verfasser sehr gelefener Darstellungen aus der Rohstoffwirtschaft, in seinem Buche »Brot für zwei Milliarden Menschen« (Leipzig 1938) durch die Wucht der Tatsachen gedrängt wird. Er zeigt die grundlegende Bedeutung der Landwirtschaft für die Erdbevölkerung in Vergangenheit und Gegenwart, erkennt an, daß »Glauben und Idee« in Jahrtausenden die Mittel für immer mehr Brot bereitgestellt haben, warnt aber (S. 338 f.) eindringlich vor dem Wahne, daß dieser Weg zu einem irdischen Paradiese führe. »Selbst wenn alle materiellen Grundlagen des Friedens und Zusammenlebens geschaffen sind, werden ja noch lange Haß und Neid weiterbestehen... Nicht alle Träume der Massen werden durch Riesenprojekte zu lenken sein und lange noch die zum Nutzen der Allgemeinheit beschnittene Selbstherrlichkeit des einzelnen, die zurückgedrängten Instinkte, gefährlich bleiben.«

In Luxushotels. Zu der beschämenden Macht unedler Instinkte gefellt sich sehr oft, und nicht nur bei Menschen, die in Schmutz und Unwissenheit fronen und darben, eine Gedankenlosigkeit, die das Entwürdigende der Verflüchtigung sittlicher Werte kaum wahrzunehmen scheint. Marie Louise Riß hat offenbar ihren Mann ehren wollen, als sie sein Leben schrieb (»César Riß, Host to the World«, Philadelphia 1938). Stolz breitet sie die allerdings ungewöhnlichen Wirtschaftserfolge der von ihm gegründeten Hotelgesellschaften aus, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die glänzendsten Mittelpunkte des Verkehrs von London bis Neapel, von Budapest bis Montreal mit ihren Luxusbauten besetzt haben. Man begreift auch, daß die Gattin das tragische Schicksal des Walliser Bauernsohnes, der auf der Höhe seines Wirkens mit 53 Jahren in geistige Umnachtung sank, nicht vollständig sichtbar werden läßt. Aber die Art, wie sie bei Wirt und Gästen der Riß-Hotels über Charakterschwächen hinweggleitet und äußern Flimmer wichtig nimmt, leistet einer gefährlichen Wertverschiebung unzulässigen Vorschub.

Sie wurde in einem Kloster erzogen (S. 18) und heiratete 1888 den sehr elegan-

ten Kellner Ritj (S. 21). Der Armut seines Vaterhauses schämte er sich nie, aber von der dort selbstverständlichen Frömmigkeit hatte er sich schon als Tellerwäscher des geistlichen Kollegs in Brig und dann als Küster leichtsinnig losgelast (S. 26f.). Aus seinem in viel späteren Jahren entstandenen Tagebuch teilt seine Frau über die Zeit, wo sie ihn heiratete, den Satz mit: »Ich hatte das Glück, der vertraute Freund einer reizenden russischen Baronin zu werden«, und fügt bei, das sei typisch für ihn: »Russisch, d. h. exotisch, Trägerin eines vornehmen Titels und reizvoll – Cäsar hatte schon damals einen guten Geschmack« (S. 21). Im Buche steht auch eine seitengroße Photographie mit der Unterschrift »Katinka«. Das war die ungarische Geliebte eines russischen Fürsten, der mit ihr im Hotel Ritj in Monte Carlo wohnte, wo sie dem Wirte diese Photographie schenkte, und Frau Ritj hat sie aufbewahrt, weil sie sich »von nichts trennen kann, was Cäsar einmal lieb gewesen ist«. Gewöhnlich habe er ja in seinen Häusern keine »beruflichen Schönheiten« geduldet, aber wenn es durchaus elegante und geistvolle Damen gewesen seien, habe man sie doch nicht wegweisen können, »besonders, wenn die Herren, in deren Gesellschaft sie sich zeigten, von so augenfälliger Bedeutung waren« (S. 132f.).

Bei solcher Lebensauffassung begreift man, daß sie von ihrer katholischen Trauung hauptsächlich Musik und Blumen (S. 145), von der Taufe ihres ersten Sohnes hauptsächlich Berge von Telegrammen und Körbe voll Zuckerwerk für die elfässischen Dorfkinder (S. 191) als entzückende Erinnerungen festhält, und daß nicht einmal der Zusammenbruch ihres Mannes, der in seinen letzten fünfzehn Jahren nur zuweilen lichte Augenblicke hatte und in einer Heilanstalt allein starb (S. 329), irgend ein religiöses Wort in ihre Feder bringt. Dagegen erzählt sie (S. 206) aus der Zeit, wo Zola mit seiner Frau im Hotel Ritj in Rom wohnte, um Stoff für seinen Roman über den, wie er meinte, unaufhaltsamen Niedergang des Papsttums zu sammeln: »Als er eines Tages in den Speisesaal trat, hörte eine sehr katholische Dame an einem Nachbartisch, wer dieser etwas ungepflegte, aber doch vornehm aussehende Herr sei. Sofort stand sie in sichtlicher Empörung auf und verließ das Hotel, nicht ohne ihre Gründe der Verwaltung laut genug mitzuteilen.«

III

Die religiöse Sendung Italiens. In einem Brief an der Spitze des laufenden Jahrgangs der »Nuova Antologia« (1. Januar 1939, S. 3 ff.) sucht Giovanni Papini »einem Fremden« zu zeigen, daß Italien von jeher auf irgend einem Gebiete, durch das alte Kaiserreich, durch das Papsttum, durch die Banken, den Seehandel, die Renaissance, die Musik, die Naturwissenschaften, eine herrschende Stellung in der Welt eingenommen habe, und daß es heute mit seinem Kampfe gegen die »politischen und geistigen Irrlehren des 19. Jahrhunderts« nicht nur das Rom des Augustus verteidige, sondern »zugleich jenes andere, das seit fast 1700 Jahren das Rom des Petrus ist«. Wenn 1700 kein Druckfehler ist, läßt sich vielleicht annehmen, daß der berühmte Schriftsteller die Jahrhunderte des päpst-

lichen Roms dichterisch weitherzig mit dem Mailänder Edikt Konstantins des Großen beginnen läßt. Ebenso wird man seinem vaterländischen Stolz gegenüber nicht zu streng darauf bestehen, daß mit kaum geringerem Recht noch andere Völker behaupten könnten, sie hätten jederzeit auf irgend einem weltlichen Gebiete die Führung gehabt.

Aber darauf kommt es hier weniger an als auf Papinis Begriffe von der Stellung Italiens im Katholizismus. »Das Christentum«, schreibt er, »ist nicht nur italienisch, aber italienisch ist wesentlich katholisch.« Das alte Rom habe das Christentum nur deshalb verfolgen können, weil an die Stelle der »ursprünglich lateinischen Tugenden« die orientalische Vergötterung der Kaiser getreten sei. »Rom stellte sich in Gegensatz zum Christentum, weil Rom nicht mehr römisch genug war. Die alten republikanischen Führer, deren Leben schlicht und rein war, hätten die Apostel des Gottmenschen weit besser verstanden. Cincinnatus und Curius Dentatus hätten die Entsagung der Christen natürlich gefunden, die Fabier und Decius Mus hätten gern anerkannt, daß man glücklich sein kann, für seine Brüder zu sterben, Attilius Regulus hätte die Martyrer der Verfolgungen bewundert.«

Dagegen darf unbeschadet aller Verdienste, die sich Papini seit seiner Rückkehr zum katholischen Glauben um die Kirche erworben hat, doch wohl gesagt werden, daß die Sittenlehre des Christentums den Forderungen der ungebrochenen und unverbogenen Menschennatur entspricht und deshalb in jedem Volke von denen am besten verstanden wird, die das sittliche Naturgesetz am treuesten beobachten. Wer will aber behaupten, solche Menschen seien in Italien häufiger als überall sonst, oder bei den Italienern habe sich im Laufe der Jahrhunderte weniger Gleichgültigkeit und Feindschaft gegen die katholische Kirche gezeigt als bei andern katholisch gebliebenen Völkern, z. B. den Spaniern und Portugiesen, den Flamen, den Tirolern, den Iren, den Polen?

Die Geschichte gibt also Papini schwerlich recht, wenn er aus einer besondern Eignung der italienischen Volksart begreifen will, daß »endgültig die Hauptstadt der Weltreligion« in den Mittelpunkt eines Landes gelegt worden sei, in dem alle ihr Vaterland sähen, »die an die göttliche Wahrheit und an die menschliche Größe glauben«. Daß der Stellvertreter Christi sich Rom als seinen Sitz wählte, versteht man ausreichend, unter Einbeziehung dessen, was wir von den Plänen der göttlichen Vorsehung ahnen können, aus der beherrschenden Stellung Roms, die das Christentum vorfand. In den ersten fünf Jahrhunderten saßen auf dem päpstlichen Stuhle ebensowenig lauter Italiener wie auf dem kaiserlichen Thron, und selbst wenn die Nichtitaliener noch weit zahlreicher gewesen wären, müßte man das damalige Rom als den günstigsten Platz für die höchste Kirchenregierung bezeichnen. Nach dieser Zeit aber verbot sich eine dauernde Verlegung des Papsttums in eine andere Stadt schon wegen der langen Überlieferung. Und nicht besondere Eigenschaften der italienischen Volksart lenkten dann die Wahl meist auf einen Italiener, sondern die jeweilige geschichtliche Lage bestimmte die Regel und die Ausnahmen. Niemand weiß, ob in

künftigen Jahrhunderten die Verhältnisse sich so ändern, daß auf lange Zeit die bisherige Ausnahme zur Regel wird. Der Katholik ist überzeugt, daß seine Religion kein Menschenwerk, sondern die endgültige Offenbarung Gottes für alle Völker ist, und wie nicht immer daselbe Volk der hervorragendste Träger der kirchlichen Mission, der kirchlichen Kunst und Wissenschaft, der kirchlichen Frömmigkeit gewesen ist, wie schon jetzt infolge geschichtlicher Entwicklung der Anteil der Nichtitaliener an der kirchlichen Zentralregierung stärker ist als vor hundert Jahren, so fehlt es an durchschlagenden Gründen, die oberste Spitze der Kirche von dieser Entwicklung auszunehmen.

Idealismus in den Kriegsgebieten Chinas. Nicht weniger als in religiöser Völkerlenkung bewährt sich die katholische Kirche immer wieder gegenüber menschlichem Leid. Freilich ist es im heutigen China, wie ein alter Kenner der Missionsgeschichte, der französische Jesuit Alexandre Brou, in den Pariser »Études« (20. Januar 1939, S. 223 ff.) nach zuverlässigen Mitteilungen die Lage schildert, für die Missionare wie die übrigen Christen oft sehr schwierig, auch wenn sie nur der Religion und der Menschlichkeit dienen wollen, sich weder bei den Japanern noch bei den Chinesen politisch verdächtig zu machen. Verschafft sich ein chinesischer Priester, um sein von Japanern besetztes Pfarrdorf besuchen zu können, die notwendige japanische Erlaubnis, so wird er von vielen Mitgliedern seiner Gemeinde als Verräter betrachtet. Der weltbekannte Präsident der Katholischen Aktion in Shanghai, Lo Pahong, wurde von einem radikalen Chinesen nur deswegen ermordet, weil er – zu rein karitativen Zwecken – mit den Japanern zusammenarbeitete.

Trotzdem haben die europäischen und amerikanischen Missionen zur Mildern der Schrecken des Krieges, denen die einheimische Bevölkerung anfangs beinahe ohne Hilfsmittel, aber doch mit einer in Europa schwer vorstellbaren Fassung gegenüberstand, Bewundernswertes geleistet. In Pengpu, einer Stadt von mehr als 100 000 Einwohnern, flüchteten beim Anmarsch der Japaner 4000 in die Gebäude der italienischen Jesuiten und der Klosterfrauen. Um den Händen der Soldaten zu entgehen, eilten Frauen, absichtlich in schmutzigen Kleidern und mit geschwärzten Gesichtern, in langen Reihen durch die Straßen zur Mission. Die Missionare mußten ihnen manchmal unter dem Schutze von Offizieren oder buddhistischen Seelforgern des japanischen Heeres entgegenlaufen, um Überfälle zügelloser Banden zu verhüten. In der Viermillionenstadt Shanghai schuf der französische Jesuit Jacquinot de la Besange mit Hilfe von Chinesen, Japanern und Weißen die berühmt gewordene »Jacquinot-Zone«, ein anerkannt neutrales Gebiet, in dem unter besonderer Verwaltung 250 000 Menschen geschützt leben. Einen ähnlichen Bezirk richtete P. Jacquinot später in Hankau ein, und auch dort beteiligte sich Japan an der Gründung. Das chinesische Heer wollte vor dem Abzug die Wasserleitung der Riesenstadt sprengen, aber als P. Jacquinot die furchtbaren Folgen für seine Schutzbefohlenen darlegte, wurde davon abgesehen. Der amerikanische Benediktiner Clougherty, Dekan der englischen Fakultät an der Universität der Provinz Honan, half zwölf Lager für

Frauen und Kinder bauen und mit bombensichern Unterständen, artefischen Brunnen und Hürden für Kühe und Ziegen versehen. Die katholischen Canossa-Schwestern derselben Provinz bildeten ganze Scharen von Schwestern des Roten Kreuzes aus.

Selbstverständlich ging man überall, wo es möglich war, Hand in Hand mit protestantischen Missionen, mit der Heilsarmee, mit inländischen Hilfsvereinen, und man verkümmerte auch nicht, in der ganzen Welt Beiträge sammeln zu lassen. Über die katholische Arbeit schrieb eine nichtkatholische Zeitungskorrespondenz: »Das Geld scheint sich unter den Händen der Katholiken zu vermehren. Sie verteilen alles, was sie erhalten. Sie geben, aber sie nehmen nicht. Sie geben außer vom Gefammelten vom Eigenen, bis zum wirklichen Opfer und zum Heroismus.« Jedenfalls machen sie auf ihre chinesische Umwelt auch religiös einen mächtigen Eindruck. In der Provinz Shantung leiteten dreizehn buddhistische Nonnen ein Waisenhaus. Das katholische Beispiel hat sie alle zu katholischen Nonnen gemacht. Die Missionare von Steyl und andere melden ein Anschwellen der Katechumenenzahl um Tausende und Zehntausende; darunter seien auffallend viele aus gebildeten Klassen. Und wo man früher den Missionar mit merklicher Kälte begegnete, z. B. in den altchinesischen Kreisen Nankings, ist man jetzt viel freundlicher.

Staat und Religion in Japan. Freundlichkeit gegen die katholischen Missionen zeigt auch Japan in dem schweren Ringen um seine Ziele auf dem asiatischen Festlande weit über die verfassungsmäßige Religionsfreiheit hinaus. Unter ehrender Teilnahme der höchsten Staatsbehörde und der wissenschaftlichen Welt feierten die deutschen Jesuiten in Tokio das erste Vierteljahrhundert ihrer katholischen Universität. Ihr neues Gymnasium in der Millionenstadt Kobe, dem größten Ausfuhrhafen Japans, war sofort überfüllt. Für ihren eigenen Ordensnachwuchs konnten sie in Hiroshima zwei Anstalten errichten, ein Noviziatshaus und ein Kolleg für Philosophie. Wie die »Missionsblätter« der Benediktiner von St. Ottilien (Februar 1939, S. 33) nach dem japanischen Sonntagsblatt »Katoriku Shimbun« meldeten, gab eine japanische Kommandostelle in Nordchina Zeitungsberichterstattungen auf die Frage nach den Gründen für das Wohlwollen gegenüber der katholischen Mission zur Antwort, die Überzeugungskraft und der Opfergeist dieser Missionare und ihrer Gläubigen zwingen zur Achtung; dazu komme, daß die katholische Kirche den Kommunismus durchaus ablehne und dem Ansehen Japans unter den weißen Völkern förderlicher sei als der Buddhismus oder der Islam.

Aus andern politischen Gründen und wegen der allgemeinen Religionsfreiheit kann aber selbstverständlich auch der japanische Buddhismus auf staatliche Unterstützung rechnen. So schrieb eine amerikanische Tageszeitung in Tokio, »The Japan Advertiser« (20. Januar 1939), nach einem Berichte des japanischen »Asahi« habe die Vereinigung der 56 buddhistischen Sekten beschlossen, sich mit dem Kriegsministerium, dem Landwirtschaftsministerium und privaten Pferdezuchtvereinen in Verbindung zu setzen, um einen Seelengedenktag für die im

Kriege gefallenen Militärpferde zu organisieren. In rund 70 000 buddhistischen Tempeln sollen gegen 180 000 Bonzen um die Mittagszeit durch Glockengeläute den Geistern der tapfern Tiere zu erkennen geben, daß ihre Verdienste um Japan unvergessen sind, und dann soll still für sie gebetet und ein von Kaiser Meiji, dem ersten modernen Herrscher Japans, zu ihrem Ruhme verfaßtes Kurzgedicht feierlich gefungen werden.

IV

Filmwirkungen. Mag der Rundfunk durch Vielseitigkeit der Menschenbeeinflussung das Lichtspiel übertreffen, an Kraft und Tiefe des Eindrucks wird er es wohl nie erreichen können. Bedenkt man daher, daß die Zahl der Kinobesucher in Deutschland jährlich über vierhundert Millionen beträgt, und daß sie anderswo verhältnismäßig noch größer ist, so versteht man ohne weiteres, daß die Regierungen auch in Ländern, wo ihre Maßnahmen durch parlamentarische Verfassungen gehemmt sind, die Kinos genauer überwachen als die Theater. Als im Winter bekannt wurde, daß eine englische Lichtspielgesellschaft einen Film über den indischen Aufstand aus dem Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts drehen lassen wollte, gab das Ministerium sofort bekannt, es werde die Aufführung nicht dulden; denn sie sei angesichts der politischen und religiösen Spannung unter den Hindus wie unter den Mohammedanern mit dem Frieden des britischen Weltreiches unvereinbar. Überschaute man in der europäischen Presse die Filmseiten, die übrigens an Umfang und Aufmachung hinter den Sportseiten meist erfreulich zurückbleiben, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß manchenorts die Sittlichkeitsbestrebungen auf diesem Gebiete nur vorübergehende Erfolge gehabt haben und namentlich in liberalen Blättern die Filmanzeigen wieder mit rücksichtslosen Lockungen arbeiten. Nach anderer Richtung schenkt Sowjetrußland der in den letzten Jahren etwas vernachlässigten Filmpropaganda jetzt größere Aufmerksamkeit. Der Bolschewismus will in neuen Lichtspielstücken als echter Träger des nationalen Rußlands erscheinen und läßt z. B. Alexander Newskij, den altrussischen Heiligen, zu seinen Nowgoroder Truppen in derselben Weise sprechen, wie wenn es heutige Rotgardisten wären, oder Peter den Großen mit bolschewistischer Begründung Kirchenglocken in Kanonen umgießen.

Von ernsthaft religiöser Verwendung des Films berichtete aufschlußreich Adolf Keller, der Direktor der Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen in der »Christlichen Welt« (2. Januar 1939, Sp. 34 ff.). In England und in Nordamerika nehme der Film in der kirchlichen Tätigkeit, auch der katholischen, einen breiten Raum ein. Im Londoner Lambethviertel »wurde 1928 die erste Kinokirche und Kinomission eröffnet, die ein eigentliches Erziehungszentrum wurde. Sodann fingen fünf Missionsgesellschaften an, den Film zu benutzen«. In den folgenden Jahren bildete sich eine eigene Gesellschaft zur wirtschaftlichen Sicherung religiöser Filmarbeit, kirchliche Vereinigungen, wie »The Church Army« und »The Catholic Truth Society«, nahmen sich der Sache an, und »ein erster Katalog wies 550 Titel

auf; darin waren 21 spezifisch katholische Filme eingeschlossen«. Es ist allmählich klar geworden, »daß ein guter religiöser Film die Atmosphäre von Ehrfurcht und die notwendige Disziplin eher erhöht als vermindert, besonders dann, wenn das Element der Schaustellung oder der Unterhaltung von solchen Vorführungen ferngehalten wird«. Allerdings wird auch Adolf Keller bedauern, daß die geistige Zersplitterung der Neuzeit immer mehr dazu zwingt, den wohlthätigen Einfluß einer religiösen Welt von Fall zu Fall in einen engen Raum zu leiten. Ganz anders verwächst die Religion da mit dem Leben, wo ihre künstlerischen Denkmäler dauernd in Stadt und Land vor einem ihrer Sprache noch nicht entwöhnten Volke stehen und ihre Gedanken und Gestalten durch Gerät und Brauchtum auch dem Alltag vertraut bleiben.

Christliche Kunst in Rumänien. Die Freude des Volkes an religiöser Kunst hat sich in Osteuropa, wo ja überhaupt die Verweltlichung des Geisteslebens später begonnen hat als im Westen, in einer Ursprünglichkeit und Buntheit erhalten, die den einsichtigen Beobachter weit mehr fesselt als die oft zu aufdringlichen Bemühungen um moderne Technik und modische Eleganz. Es war daher ein richtiges Gefühl, daß die prunkvolle »Illustrazione Italiana« in ihrem Sonderheft über das heutige Rumänien (22. Januar 1939) auf der farbenglühenden Frontseite den König mit Helm und Marschallstab dem Patriarchen der schismatischen Landeskirche in dem Augenblicke gegenüberstellte, wo dieser ihm am Dreikönigstag das Holzkreuz reicht, damit er es als Zeichen des Segens in die an der Hauptstadt vorüberströmende Dimbowitza werfe. Beide Würdenträger sind von großem Gefolge umgeben, und Gläubige in herrlich bestickten Hemdröcken waten in das leichte Wasser, um das Kreuz wieder aufzufischen.

Das ist zur Kennzeichnung des wahren Rumänentums noch wichtiger als die vielen Seiten über Verwaltung und Verkehr, Weizenbau und Öltürme, denn die zeigen nur, daß Rumänien mit Eilschritten die Technik fremder Länder einzuholen strebt. Aber auch hier offenbaren die Landschaften eine überraschende Verbundenheit zwischen Volk und Religion, sowohl bei der schismatischen Mehrheit wie bei den mit Rom vereinten Katholiken. »In den Tiefen der Täler, mitten in Wäldern, an rauschenden Flüssen erheben sich Kirchen und Klöster in Stein, Gründungen von Fürsten und Wojwoden, als größter und eigentümlichster Reichtum des monumentalen Rumäniens« (S. 158). Nicht selten ist dabei aus den überall sichtbaren byzantinischen und slawischen Grundformen etwas Neues erwachsen, das reizend zwischen Majestät und Lieblichkeit schwebt. Und »längs der Landstraßen stehen, vielleicht an den Stellen ehemaliger Kapellen, bewundernswerte Votivkreuze; ebenso drückt sich die innige Frömmigkeit des Volkes in den Dreifaltigkeitsbildern aus, die man überall auf dem Lande findet, und von denen einige unglaublich schöne Linienführung zeigen« (S. 145).

Den stärksten Eindruck machte auf Gjika Bobich, den Verfasser des Aufsatzes über die religiöse Kunst Rumäniens, eine Kirche aus dem 15. Jahrhundert in der einstigen Moldauhauptstadt Suceava. »Ich habe sie«, schreibt er (S. 158), »an einem hellen Junifonntag unter einem leichten Himmel gesehen, der die Tönung der

Malereien noch mehr hervortreten ließ, und ich werde sie niemals vergessen.... Alte kostbare Stoffe, von Gold und Steinen funkelnd, ungeheure Leuchter aus massivem Silber, eine wunderbare Bildwand mit goldenen Trauben als Sinnbildern des Lebens und überall die lieben Gesichter der Heiligen, der Gottesmutter und des Erlösers.«

Die nichtdeutsche Dichtung Europas. So wenig wie die bildende Kunst Rumäniens kann man seine Dichtung voll würdigen, wenn man bei der Untersuchung ihres Zusammenhangs mit dem Volkscharakter die religiösen Seiten bloß flüchtig berücksichtigt. Martin Block spricht vielleicht etwas heftig von »pseudorumanischen Kreisen, die eine internationale Clique bilden und durch ihre hermetische Abschließung von Völkischem wenig Aussicht auf Gehör haben«. Der Satz steht (S. 436) in dem umfangreichen und erfreulich gehaltvollen Sammelwerk »Die Gegenwartsdichtung der europäischen Völker«, das der Tübinger Romanist Kurt Wais herausgegeben hat (Junker & Dünnhaupt, Berlin 1939, geb. M 16.-). Nicht nur bei den Rumänen, sondern bei allen osteuropäischen Völkern zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee, aber auch bei den Portugiesen, den Spaniern, den Flamen, sogar den Italienern fehlt es größtenteils, hier mehr, dort weniger, an den Voraussetzungen für den Wiederhall einer europäisch gültigen Dichtung in ganz breiten Schichten des Volkes. Das braucht nicht auf einem Mangel an Kultur zu beruhen (denn die Kulturhöhe läßt sich ja nicht einfachhin an der Dichtung messen), sondern das kann die Folge einer andern Richtung der Kulturkräfte sein. Wo in der geistigen Oberschicht solcher Völker dichterische Begabungen von Rang auftreten, ist es verständlich, daß ihre Werke mehr allgemein europäische als heimische Züge tragen. Der katholische Pfarrer Hugo Verriest, vor fünfzig Jahren wie heute als feuriger Vorkämpfer der flämischen Sache gefeiert, bekannte damals von sich selbst: ob er wolle oder nicht, der höhere Teil seines geistigen Lebens sei französisch (vgl. diese Zeitschrift 93 [1917] 542). Aber selbst unter so ungünstigen Verhältnissen gestalten wirklich schöpferische Dichter das Fremde nach heimischer Art. Dadurch erwacht in immer mehr Volksgenossen das Verständnis für die Zusammenhänge ihres Volkstums mit den höchsten Werten, und dann wiederholt sich nach dem Zeugnis der Literaturgeschichte immer wieder die Erfahrung Goethes beim Abschluß des »Faust«, daß sich das Höchste auch ohne religiöse Absichten des Dichters kaum anders formen läßt als durch die Sinnbilder der Religion.

Wie Martin Block, so hätten daher die meisten andern Mitarbeiter, um die europäischen Volkstümer, die sie aus den Dichtungen zu erkennen suchten, in ihren besten Kräften zu erfassen, genauer die religiösen Grundlagen des europäischen Geistes berücksichtigen müssen. Das konnten sie, auch ohne geradezu von einer bestimmten Religion auszugehen, wie das in dem ähnlichen Werke »Katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart« (Freiburg i. Br. 1934) geschehen ist. Jetzt fallen nur gelegentliche Streiflichter nach dieser Seite, vor allem in dem wohlthuend fachlichen und ernsten Beitrag des Herausgebers über Frankreich, in der nicht minder kundigen Darstellung der englischen Literatur, treffen=

der bei den Skandinaviern, Niederländern, Slowenen und Tschechen als bei den Kroaten, den französischen Schweizern und in den überhaupt etwas weitstreichenden Abschnitten über Portugal und Italien.

Der vom Herausgeber in der Einleitung behandelte »Zusammenhang der europäischen Literaturen« hätte sich wohl noch fester schließen lassen. Es ist ja Tatsache, daß rund 95 Prozent der Bewohner Europas indogermanische Sprachen reden und christlich sind, daß der bis heute nachwirkende religiöse, literarische und künstlerische Einfluß von Byzanz auf den lateinischen Kulturkreis die politische und kirchliche Spaltung des Erdteils teilweise überbrückt hat, und daß diesem viele Jahrhunderte überdauernden Geistesreich auch Amerika und Australien vollständig eingegliedert sind. Vielleicht werden aus den gediegenen Anfängen des einzigartigen Buches spätere Auflagen auch noch diese weitere und lebensnähere Einheit erwachsen lassen.

Umschau

Wunder oder seelische Gestaltungskraft?

Wo wir erdgebundene Menschen sehr ungewöhnlichen sinnfälligen Wirkungen religiösen Innenlebens begegnen, bleiben wir wohl allzu leicht am ungewöhnlichen Äußeren haften. Und doch ist eigentlich gar nicht das erstaunlich, daß außergewöhnliches Erleben sich außergewöhnliche Ausdrucksformen schafft. Staunenswert ist nur, daß überhaupt das geistige Werterleben in plumpem stofflichem Geschehen mit seiner raumgebundenen Schwere und seiner Wertblindheit sich ausdrücken will. Seltsam ist es vor allem, daß sogar das allerinnerlichste, geistigste, durch Selbstdarstellung und »Veräußerlichung« am leichtesten verletzbar Erleben, das religiöse, im Sein und Tun des Körpers und in den Werken des Körpers, in Bauwerk und Bildwerk sich kundtut, und daß diesen Ausdrucksformen, wie allen Symbolen, die rätselhafte Macht eignet, festigend und formend auf das seelische Erleben zurückzuwirken. Wir stehen da vor dem nie restlos gelösten Geheimnis der Zwei-Einheit von Geist und Körper, vor dem Rätsel, wie Geist und Stoff trotz ihrer Wesensgegensätze sich zu so enger Einheit verbinden, daß eines im andern sich offenbart. Würden wir das Geheimnisvolle dieses Alltagsgeschehens vergessen und nur ein paar nicht alltägliche Ausdrucksformen geistigen religiösen Erlebens im leiblichen Geschehen anstauen, dann müßte uns die Mahnung Augustins an sein Kirchenvolk

in Hippo treffen: es solle ob der seltenen Gotteswerke nicht die Alltagswunder im Gotteswirken außer acht lassen.

Doch gibt es Ausdrucksformen religiöser Innerlichkeit, vor denen religionswissenschaftliche Forschung sich zu recht schwierigen Fragen geführt sieht und vor denen es zur Pflicht der Wissenschaft und selbst der Kirche werden mag, nach dem Ursprung dieser seltsamen Geschehnisse zu fragen, ob sie von Gott seien oder nicht. Von dem Bewußtsein solcher Pflicht ist die neue Schrift des Würzburger Religionspsychologen W. Wunderle¹ über das Problem der Stigmatisierung getragen, ein Problem, das in den letzten Jahren wieder zu einer »Aufgabe« der Forschung geworden ist.

Um ein mögliches Mißverständnis auszuschalten, sei gleich bemerkt: Es handelt sich hier nicht um eine der vielen Streitschriften über den »Fall Konnersreuth«, sondern um das schon durch die Geschichte von siebenhundert Jahren gestellte Problem der Stigmatisierung überhaupt. Es ist dem Verfasser dabei »um die Herausstellung der rein seelischen Tatsachen und ihrer Beziehung zur Plastik der körperlichen Wundern zu tun, die als Nachbild der Wunden Christi am Kreuz erscheinen«. Er geht in seiner Untersuchung mit großer Behutsamkeit ans Werk und ist sich klar bewußt, daß Psychologie allein nicht das Stigmati-

¹ Zur Psychologie der Stigmatisierung. 80 (95 S.) Paderborn 1938, Schöningh. Kart. M 2.20.